

21.1.2019

Wunder

Wenn Sie an Ihr Jahr 2019 denken, trauen Sie ihm Wunder zu, wie sie in der Bibel passieren? Ich schon. Im vergangenen Jahr habe ich eins miterlebt.

Ich habe meinen Freund auf eine Hochzeit begleitet. Einer seiner engsten Schulfreunde hatte uns eingeladen. Zuerst war ich skeptisch: Die Einladung kam per Facebook. Keine schöne Karte auf edlem Papier. Sondern einfach ein heruntergetippter Einladungstext. Und in der Einladung stand auch noch die Ankündigung, das Brautpaar habe nicht so viel Geld, ein paar Spirituosen stelle es zur Verfügung. Wer mehr wolle, müsse sich selber kümmern.

Ein Hochzeitsfest, das die Gastgeber schon vorher so klein reden. Für mich war klar: Das wird nichts. Weil die Einladung nicht meinen Ansprüchen genügte, weil ich einen schickeren Veranstaltungsraum gewählt hätte. Und: ein ordentliches Catering!

Aber es kam ganz anders. Freunde des Paares hatten die Kühlschränke der Veranstaltungsbar mit Getränken gefüllt. Sie hatten Käsespieße und Brezeln, Quiche und Blätterteigküchlein vorbereitet und zu einem großen Buffet zusammengetragen. Als wir uns verabschiedeten, war immer noch genug da. Es hat für alle gereicht.

Es war wie in der Erzählung, die im Johannesevangelium steht. Die Gäste der damaligen Hochzeit in Kana hatten wohl auch das Gefühl, dass die Gastgeber nicht genug zu bieten hatten: zu wenig Wein, zu wenig Genuss, zu wenig Spaß. Am Ende des Abends hat es für alle gereicht. Ein Wunder. Das konnte sich keiner erklären. Also musste wohl Jesus von Nazareth etwas damit zu tun gehabt haben. Er war einer der Gäste. Und vielleicht – so erzählte man sich später – war er es, der Wasser zu Wein verwandelt hat.

Damals in Kana war es wohl wie für mich im vergangenen Jahr: Wenn der Liebe zweier Menschen ein eigenes Fest ausgerichtet wird, wenn Freunde zusammenkommen, die teilhaben wollen an dem Glück, dass die beiden ihr Leben teilen wollen – wenn Liebe und Freundschaft ein Fest ausrichten, dann ist für alle genug da.

Und darum rechne ich auch 2019 mit Wundern.

22.1.2019

Vergänglichkeit

Früher wollte ich keine Schnittblumen im Haus haben – auch nicht als Geschenk. Die sind abgeschnitten, tot, zur Vergänglichkeit schon bestimmt – dachte ich.

Topfpflanzen waren mir lieber. Topfpflanzen verblühen nicht nur, sondern wachsen und gedeihen. Sie begleiten mich lange Zeit. Jede Knospe, jeder Blattansatz steht für etwas Neues. Die Kraft des Neuanfangs scheint gerade jetzt – am Anfang eines Jahres – besonders spürbar: Er beschwingt und beflügelt.

Doch mittlerweile lerne ich auch die Kraft der Vergänglichkeit zu schätzen. Schließlich gibt es auch Momente, die gerne möglichst schnell vergehen sollen: Prüfungsphasen zum Beispiel, stressige Zeiten kurz vor dem Abschluss eines Projektes im Büro. Erkältungen.

Abschiedsschmerz. Zeiten der Sehnsucht.

Dann erinnern mich Schnittblumen an die Vergänglichkeit des Augenblicks: Ich denke bei ihrem Anblick daran: Prüfungen ziehen vorüber und mit ihnen der Stress. Projekte kommen zu einem Ziel und werden abgeschlossen. Der Abschiedsschmerz vergeht und wandelt sich in Vorfreude auf das nächste Treffen. Sehnsucht nimmt ab, wenn der Alltag mich wieder einnimmt. So wie die Schnittblumen in der Vase verdorren, so vergehen auch schwierige Momente.

Schnittblumen zeigen, dass alles seine Zeit hat und alles vergeht. Das ist auch der Grund, warum Schnittblumen auf dem Altar in der Kirche stehen. Sie sollen Kirchen-Besucher daran erinnern, dass alles ein Ende hat: nicht nur die Freude, auch das Leid.

„Weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit“, so steht es auch in der Bibel. In einem der Sprüche des Predigerbuches. „Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit.“

Und ich möchte ergänzen: Dass vergeht, was gepflanzt wurde, hat seine Zeit.

So wie die Schnittblumen in der Vase: tröstliche Boten der Vergänglichkeit.

23.1.2019

Spannungen

„Wir müssen hier die Spannung herausnehmen“, sagt Jan und zeigt auf eine der unbearbeiteten Holzplatten in seiner Tischlerei. Bevor alles knirscht und bricht die Spannung herausnehmen – was für Hölzer gilt, gelingt mir in Streitsituationen nie, denke ich und höre dem Schreiner bei seiner Führung durch die Tischlerei noch aufmerksamer zu. Jan nimmt das Stück und zeigt auf Risse und Astlöcher im Holz. „Die dehnen sich immer mehr aus, weil noch Feuchtigkeit aus dem Holz entweicht und es auseinanderdrückt“, erklärt er. Auch wenn das Material im Lager liegt, es arbeitet weiter. Und dem müssen Schreiner entgegenwirken. Sie schneiden das Holz also in dünne Bretter und leimen diese wieder so zusammen, dass die Kräfte im Holz einander ausgleichen. Bei dem einen Brett strebt das Material nach rechts, bei dem anderen nach links.

Erst Stück für Stück auseinandernehmen und dann wieder zusammensetzen. Eigentlich keine schlechte Idee in spannungsgeladenen Situationen. So ist es ja oft bei einem Streit: Er arbeitet in uns weiter. Und die Spannung zwischen den Zerstrittenen muss man erst einmal rausnehmen, was gar nicht so leicht ist.

Oft genügt ein harmloses Wort, und schon kommen die Spannungen wieder zum Vorschein. Sie reißen alte Wunden auf und vergrößern die Kluft zwischen uns. So wie es im Holz passiert, in dem Risse und Astlöcher aufsplintern. Ein Hoch auf den Schreinermeister: Er hat mir wertvolle Tipps gegeben. Beim nächsten Konflikt will ich dran denken: Erst mal die Spannung rausnehmen! Und dann: Die Situation auseinandernehmen: Einzeln betrachten, um herauszufinden: was haben wir hier eigentlich? Worum geht es genau?

Warum ist der eine immer noch sauer über das, was der andere damals gesagt hat? Warum verzeiht der andere die Verletzung von damals nicht? Jedes Überbleibsel für sich betrachten und ihre Wirkung auf uns herausfinden. Und dann überlegen: Können wir alles wieder so zusammensetzen, dass es sich ausgleicht?

Ich werde meinen nächsten Streit schreineren – das nehme ich mir vor, und wer weiß?

Vielleicht kommt ja am Ende etwas richtig Schönes raus...

24.1.2019

Spuren

Manchmal wird es Marta zu viel. Dann steht sie in ihrer Küche und ist unglücklich. Jede Mahlzeit hinterlässt ihre Spuren. Auf dem Herd die schmutzigen Töpfe, auf der Spüle türmen sich Teller mit Essensresten. Und sie muss alles aufräumen.

Ihr Mann kocht gerne und ausgefallen und lecker. Jede Mahlzeit ist ein Fest. Er hat ein Kochbuch mit Rezepten aus aller Welt geradezu verschlungen. Und ihre Sammlung an Kochbüchern wächst seitdem genauso schnell wie ihre Gewürzsammlung. Er lässt sich seltene Gewürze von Freunden mitbringen, wenn die ihren Urlaub in fernen Ländern verbringen. Er kennt die Angebote im Supermarkt und kocht saisonal, wenn er frisches Obst und Gemüse bei Bauern direkt erstehen kann.

Aber auf eine ordentliche Küche legt Martas Mann keinen Wert. Sie schon. Darum schrubbt sie die angebackenen Schichten aus den Brättern, während ihr Mann schon wieder am Esstisch sitzt und plant, was es das nächste Mal gibt, schmökern in einem der zahlreichen Kochbücher.

Ihr Tisch ist fast immer voll besetzt. Die Jungs bringen Schulkameraden mit, Freunde besuchen sie, Familie kommt vorbei. Mit ihnen wird jede Mahlzeit zu purem Leben. Sie sprechen dann übers Essen und dessen Zubereitung, über die Regionen, aus denen die Zutaten kommen und über Restaurantbesuche. Sie lachen, sie diskutieren, sie lehnen sich am Ende satt und zufrieden zurück.

Marta genießt das, aber am Ende muss sie sich um die Küche kümmern. Das nervt. Ihren Mann kann sie zwar bitten, aber dann ist es doch wieder so wie immer: Er kocht – sie räumt auf.

In letzter Zeit ist Ute öfter bei Ihnen zu Besuch. Ute ist einsam. Utes Mann ist vor nicht einmal einem Jahr gestorben. Sie ist eine von Martas ältesten Freundinnen und: Sie packt mit an.

„Ich halte es manchmal nicht aus“, klagt Marta ihr. „Wenn ich abends von der Arbeit nach Hause komme, steht schon wieder dreckiges Geschirr in der Küche. Ich kann es nicht mehr sehen.“

„Freu dich doch“, entgegnet Ute. „Wenn ich abends nach Hause komme, ist immer alles leer und aufgeräumt. Das halte ich kaum aus.“ Marta ist seitdem zuhause seltener genervt. Sie betrachtet Topf und Teller jetzt anders. Sie begreift: Leben hinterlässt Spuren.

25.1.2019

Der Andere

Max beklagt sich. In der überfüllten U-Bahn hat er noch einen Platz bekommen. Aber sein Papa muss neben ihm stehen. Das gefällt dem dreijährigen überhaupt nicht: „Da soll mein Papa sitzen“, sagt Max gut hörbar mit Blick auf die Dame neben sich. „Die Frau soll da nicht sitzen“, fährt er fort. Dem Vater ist das peinlich. Er erklärt, dass nun mal viele Menschen U-Bahn fahren und Max froh sein könne, überhaupt zu sitzen, das kann Max nicht von seinen Kommentaren abhalten. „Die guckt mich die ganze Zeit an, die soll mich nicht angucken. Die soll endlich aussteigen!“

Die Frau könne aussteigen, wann sie aussteigen will, sagt der Vater wieder besänftigend. Und dass man so etwas nicht sage. Doch Max lamentiert lautstark weiter.

Ich kann es ihm nicht richtig übel nehmen. Denn eigentlich ahmt Max nur nach, was viele Erwachsene im öffentlichen Nahverkehr ihm vormachen. Sie sind nicht nett zueinander. Sie behandeln einander nicht wie Menschen sondern wie Hindernisse.

Wenn ich noch die U-Bahn erwischen will, dann werden auch mal Schultern gestreift. Wenn wenig Plätze sind, drängle ich auch so gut es geht, um einen zu bekommen. Wenn andere im Weg stehen, wenn ich es eilig habe, wenn andere nicht Platz machen, wenn andere mir den Platz wegschnappen, werde ich unfreundlich. Und so ist es nicht nur in S- und U-Bahn: Auch im Bus, im Supermarkt, auf vollen Straßen. Ich sehe dann keine Menschen mehr, sondern Hindernisse, die mir die Fahrt vermiesen, die mich von einem kurzweiligen Einkauf abhalten, die mir die Zeit stehlen.

Was Erwachsene in stummer Übereinkunft einander täglich antun, spricht Max nur unbefangen aus. „Jetzt kannst du dich endlich hinsetzen, Papa“, ruft er erleichtert, als seine Sitznachbarin tatsächlich die Bahn verlässt. Auch der Vater ist erleichtert. Er setzt sich neben Max und redet nun in Ruhe mit ihm: Dass die Frau vielleicht müde war und nicht so lange stehen konnte. Dass man nicht so über andere Menschen reden sollte. Weil sich das nicht schön anfühlt. Dass man freundlich zueinander sein soll.

Das versuche ich beim Aussteigen auch: Und lächle Max und seinen Vater zum Abschied kurz einmal an. Drängle nicht zum Ausgang. Sehe in die Gesichter, die mir begegnen. Sie sind müde – wie ich. Wollen alle gern nachhause – so wie ich. Sind Menschen, keine Hindernisse. So wie ich.

26.1.2019

Momente erleben

Open-Air-Konzert in Verona. Jeder Platz ist besetzt. Die Fans singen mit. Die Sängerin steht da in langer schwarzer Glitzerrobe auf der Bühne. Und plötzlich hält Adele inne, hört auf zu singen. Sie spricht ins Publikum: „Ich will dieser Lady hier sagen: Kannst du bitte mit dem Filmen mit der Videokamera aufhören?“

Peinliche Stille. Irritierendes Schweigen. Ist doch schmeichelhaft, dass der Fan etwas von Adeles Auftritt mitnehmen will. Dass „die Lady“ etwas von diesem Moment ihren Freunden zeigen will. Unter dem Motto: „Schaut, ich war da, so war es!“ Dann kann sie diesen einzigartigen Moment wiederholen. Sie macht ihn reproduzierbar. Dann ist er nicht mehr einzigartig, sondern immer wieder abrufbar. Fragt sich nur: Wann spielt sich ihr Leben eigentlich ab, wenn sie immer damit beschäftigt ist, festzuhalten, was gerade geschieht? Was sieht sie gerade wirklich? Was hört sie von Adele, wenn alle Gedanken der Aufnahme gelten?

Mit Blick auf seine ständig beschäftigten Zeitgenossen soll es ein Mönch einmal so formuliert haben: „Wenn du sitzt, dann stehst du schon. Und wenn du stehst, dann bist du schon auf dem Weg.“ Nie im Moment selbst sein und immer auf den nächsten Moment fokussiert. Darin sah der Mönch eine Gefahr: Wer sich nicht auf das Jetzt konzentriert, der ist nicht achtsam. Der erfasst weder, was seine Umwelt braucht, noch was er selbst braucht. Der kriegt nichts mit, der lebt nicht. Der empfängt nicht. Der erlebt nicht. Der speichert nur ab für später. Leben aus zweiter Hand, während das wahre Leben vorüberauscht.

An Ort und Stelle sein und den Moment erleben. Wann haben Sie sich das das letzte Mal gegönnt? Ihre Gedanken nicht auf das Kommende gerichtet. Was muss ich noch erledigen? Was steht als nächstes an?

Darauf wollte Sängerin Adele hinaus, als sie damals ihr Konzert unterbrach. Es ging ihr nicht um verletzte Persönlichkeitsrechte, nicht um Verwertungsrechte ihrer Musik oder darum, dass sie beim Singen gestört wurde. Sie sah die Wahrhaftigkeit des Moments angegriffen: „Kannst du bitte aufhören, mich mit der Videokamera zu filmen?“, bat die Sängerin. „Denn ich stehe hier wirklich, du kannst das alles in Echtzeit genießen.“ Lady: Leben. Jetzt.